

Dritter Abschnitt.

Moral in Beyspielen und Erzählungen.

1. Vom Schlafe.

Der kleine Friz hatte eine sehr starke Abneigung gegen das Aufstehen. Ob er es frühe gleich wohl einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vorsatz faßte, diesen Fehler zu verbessern: so wollte es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden.

Im Sommer, wachte er einmahl des Morgens um fünf Uhr auf; plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bey sich selbst: einmahl muß ich doch den Anfang machen!

Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es ging ihm aber ein Schauer durch den ganzen Körper; so stark empörte sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indeß geschwind an; allein während dem Anziehen war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hinlegen sollte. Ein paarmahl war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angekleidet hatte, setzte er sich hin, und bereitete sich auf seine Lektionen; und mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm alles weit besser von statten ging, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über außerordentlich mit ihm zufrieden: und seine Eltern, welche dieses hörten, überhäuften ihn mit Liebkosungen.

Er selbst war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätte er heute ein neues Leben angefangen.

Da dachte er bey sich selbst: belohnt sich das Bischen Überwindung, welche das frühe Aufstehen mich heute kostete, mit so großem Vergnügen; o so wäre ich ja wohl ein rechter Thor, wenn ichs nicht alle Tage so machen wollte.

Er that's; mit jedem Morgen wards ihm leichter, eben so früh aufzustehen. Endlich wurde es ihm so gar zur Gewohnheit, so, daß er niemahls länger schlafen und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

2. Von der Schädlichkeit des Hochmuths.

Theobald, der Sohn eines ehrlichen Bauers, wurde bey einer Rekrutenlieferung, mit unter die Soldaten genommen. Da ihn sein Schulmeister gut unterrichtet hatte, so hatte er das Lesen, Schreiben und Rechnen gelernet, und machte sich dadurch bey seinen Offizieren so beliebt, daß er schon im andern Jahre seines Dienstes Korporal wurde.

Es wurde Krieg, und er zog mit zu Felde. Hier hielt er sich bey jeder Gelegenheit sehr gut; er richtete alles pünktlich aus, was ihm aufgetragen wurde. Und wenn es an ein Fechten ging, so wich er niemahls, sondern hielt aus bis auf den letzten Mann.

Deswegen schätzte ihn auch der General sehr hoch, und erhob ihn immer höher, bis er am Ende gar Oberster wurde. Man las seinen Nahmen oft in den Zeitungen, und so oft ihn der Pfarrer seines Geburtsorts las, lief er zu seinen Brüdern und erzählte es ihnen. Und diese freuten sich darüber, daß sie einen so vornehmen Bruder hätten, redeten von ihm in allen Gesellschaften, und freueten sich auf nichts mehr, als auf den seligen Augenblick, da sie ihn wieder sehen würden und in ihre Arme schließen könnten.

Aber bey allen seinen guten Eigenschaften hatte der Oberste Theobald doch einen sehr häßlichen Fehler an sich; er war hochmüthig. Er glaubte, es sey niemand in der Welt so klug und tapfer, als er, redete von nichts als von seinen Thaten, legte sich gemeinlich mehr Ruhm bey, als ihm zukam, und schien es gar nicht zu bemerken, wenn andere Offiziere sich auch gut gehalten hatten.

Einst kam der Oberste Theobald mit seinen Soldaten zwey Meilen von seinem Geburtsorte in das Quartier. Kaum hatten seine zwey Brüder Nachricht davon erhalten, so liefen sie nach dem Orte hin. Sie trafen ihn eben an, als er seine Soldaten exerziren wollte.

Bist du es, Bruder? fing der Älteste von ihnen an; ach wie lange hab ich mich nach dir gesehnt! Gott sey gelobt, daß ich

dich einmahl wieder sehe! sprang auf ihn los, und wollte ihn umarmen.

Aber der Oberste, der sich dadurch für sehr beleidigt hielt, daß ein Mensch, der zwar auch ehrlich und verständig war, aber keine Feder auf dem Hute hatte, sich seinen Bruder nannte, sprang zornig zurück, und sagte: „Kerl, bist rasend! mich deinen Bruder zu nennen?“ Und da ihm der jüngere Bruder antwortete: „Ja, kennst du mich denn nicht mehr, Gottfried? weißt du nicht mehr, wie wir mit einander die Pferde gehütet, und den Ball geschlagen haben?“ so wurde er wüthend, und drohete, daß er sie sogleich wolle arretiren lassen, wenn sie nicht augenblicklich fortgingen.

Da gingen die guten Brüder fort, und weinten vor Traurigkeit, daß sie ihr Bruder Gottfried nicht mehr für seine Brüder erkennen wollte.

Und alle Soldaten, die das sahen, murrten darüber, und sprachen einander ins Ohr: ist das nicht ein närrischer Mensch, der sich seiner armen Brüder schämt? das sollte er ja für eine große Ehre halten, daß er sich aus so niedrigem Stande so hoch empor geschwungen habe.

Weil er nun alle andere, eben so wie seine Brüder, verachtete, so hatte ihn niemand mehr lieb, und jedermann wünschte, daß er vom Regimente möchte entfernt werden.

Einmahl hatte er den Auftrag bekommen mit 200 Mann eine Menge Wagen, die mit Korn beladen waren, und der Armee zugeführt wurden, zu vertheidigen. Es fiel aber ein Trupp Croaten aus dem Walde heraus, vor dem sie vorbeizogen, schossen viele von seinen Leuten todt, jagten die andern fort, und nahmen die Wagen weg.

Darüber wurde der General böse, und da alle seine Soldaten sagten, daß er Ursache daran sey, daß die Wagen verlohren gegangen wären, so bekam er seinen Abschied.

Vielleicht hätte er unter andern Truppen Dienste bekommen können; weil aber gerade damahls der Friede war geschlossen worden, so wollte man nirgends neue Offiziere annehmen. Er hatte nun keine Einnahme mehr. Und wenn er nicht vor Hunger sterben oder betteln wollte, so mußte er auf sein Dorf zurück gehen, und den Acker wieder bauen, wie er in der Jugend gethan hatte.

Da spotteten ihn alle Bauern aus. Keiner suchte seine Freundschaft, und er suchte auch die ihrige nicht, weil er glaubte, es sey für einen so vornehmen Herrn, wie er sich zu seyn dünkte, höchst unshicklich, mit Bauern umzugehen. So lebte er ohne Freund.

Hey seinem Regimente wurde aber, seit dieser Zeit, das Sprichwort gewöhnlich: Hochmuth geht vor dem Falle.

3. Der Ehrgeizige Pyrrhus

Als Pyrrhus, König in Epirus, sich zu einem Krieg gegen die Römer rüstete, fiel zwischen ihm und seinem Minister Cineas folgendes Gespräch vor:

Cineas. Die Römer sind zwar sehr mächtig, und haben schon viele Völker überwunden und ihrer Herrschaft unterworfen; doch will ich hoffen, daß die Götter dir den Sieg verleihen werden. Wenn du sie nun wirst überwunden haben, was wirst du hernach vornehmen?

Pyrrhus. Alsdann werde ich nach Sizilien hinüber schiffen, und mit den römischen Soldaten diese Insel erobern.

Cineas. Und wenn wir dann Sizilien haben werden, was wirst du hernach unternehmen?

Pyrrhus. Nach Afrika übersetzen, Carthago und die dortigen Länder erobern.

Cineas. Und wenn du alles wirst erobert haben, was zu erobern ist, was denn?

Pyrrhus. Alsdann wollen wir uns zur Ruhe begeben, und uns gute Tage machen.

Cineas. Wenn dieses deine letzte Absicht ist, was hindert dich denn, igo gleich dabey anzufangen, da du als ein reicher und mächtiger König es thun kannst? Warum willst du durch so viele Mühe und Gefahr, und durch so viel Gewaltthätigkeit suchen, was du schon hast?

4. Wie wohl man sich bey der Ehrlichkeit befinde.

Als ein gewisser Herzog von Braunschweig einst in Venedig war, sprach ihn ein armer Knabe um ein Almosen an. Der Herzog sagte zu ihm, er habe kein klein Geld. Der Knabe erbot sich, er wolle gehen, und ihn wechseln lassen. Dem Herzog deuchte

dies lächerlich. Um des Knaben los zu werden, gab er ihm einen Dukaten, in der gewissen Überzeugung, daß er ihn behalten würde. Nach einer kleinen Weile aber brachte der Knabe die, für den Dukaten eingewechselte kleine Münze. Der Herzog, gerührt und voll Bewunderung über die Ehrlichkeit des Kindes, ließ ihm nicht nur das Geld, sondern nahm ihn mit sich, ließ ihn erziehen, und beförderte ihn mit der Zeit, zu den angesehensten Ehrenstellen.

5. Wohlthätigkeit belohnt sich selbst.

My Iznî Polizey = Aufseher, Liebling des Califen Mamun, erzählt folgende Geschichte, die ihm selbst begegnet ist.

Ich befand mich an einem Abend bey dem Califen, als man einen Mann mit gebundenen Händen und Füßen zu ihm brachte. Mamun befahl mir, auf diesen Gefangenen ein wachsameres Auge zu haben, und ihn des andern Morgens wieder zu ihm zu führen. Der Calife schien mir sehr aufgebracht zu seyn, und die Furcht, mich selbst seinem Zorne auszusetzen, bewegte mich zu dem Entschlusse, den Gefangenen in meinem Harem, als dem sichersten Orte in meinem Hause, einzuschließen.

Ich erkundigte mich nach seinem Vaterlande, und er sagte mir, daß er zu Damas geboren wäre. Der Himmel, sagte ich, schützte seinen reichsten Segen über die Stadt Damas aus. Er wollte die Ursache dieser lebhaften Freude, die mich belebte, wissen, und ich antwortete ihm: Ich habe einem Manne in dieser Stadt mein Leben zu verdanken.

Diese Antwort erregte seine ganze Neugierde, und er beschwor mich, sie zu befriedigen. Schon vor vielen Jahren, fuhr ich fort, setzte der Calife den Bizekdnig zu Damas ab. Ich begleitete denjenigen, den dieser Fürst zu seinem Nachfolger ernennet hatte. In dem Augenblicke, da wir von dem Palaste des Statthalters Besitz nahmen, erhob sich zwischen dem neuen und alten Statthalter ein Streit. Dieser letztere, hatte die Soldaten zum Aufruhr angereizt. Sie überfielen uns. Ich sprang aus einem Fenster des Palastes, und da ich mich von andern verfolgt sahe, rettete ich mich in ein Haus, dessen Herr an der Thüre stand. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten; er führte mich sogleich in die Wohnung seiner

Frauenzimmer, und ich lebte hier einen Monath im Überflusse und in Ruhe.

Mein Wirth brachte mir an einem gewissen Tage die Nachricht, daß eine Caravane nach Bagdad abzugehen Willens wäre, und daß, wenn ich Neigung hätte mein Vaterland wieder zu sehen, ich mich, einer so günstigen Gelegenheit bedienen könnte. Ich wagte es nicht, ihm mein Elend zu entdecken. Ich war ohne Geld und ich hätte müssen der Caravane zu Fuße nachfolgen. Wie groß war aber meine Verwunderung, als man mir am Tage meiner Abreise ein kostbares Pferd, und einen, mit allerhand Lebensmitteln beladenen Maulesel, nebst einem schwarzen Sklaven, der mir auf der Reise zu meiner Bedienung seyn sollte, überbrachte. Zu gleicher Zeit schenkte mir mein Wirth einen Beutel voll Geld, führte mich selbst zu der Caravane, und empfahl mich vielen Reisenden, die seine Freunde waren. Dieß ist die Wohlthat, die ich in eurer Stadt erhalten habe, und die sie mir so schätzbar macht. Meine Bemühungen, diesen großmüthigen Wohlthäter noch einmahl zu sehen, sind bisher vergeblich gewesen. Ich würde zufrieden sterben, wenn ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen könnte.

„Deine Wünsche sind erfüllt,“ rief mein Gefangener mit erfreuter Seele aus. „Ich bin derjenige, der dich in sein Haus aufnahm. Solltest du mich verkennen gelernt haben?“ Die Zeit, die seit dieser Begebenheit verstrichen war, und das Leiden, in welchem er sich befand, hatten sein Gesicht verändert; bey einer genaueren Auffuchung seiner Züge aber fiel es mir nicht schwer, ihn wieder zu erkennen, und die Umstände die er mir anführte, ließen mir keinen Zweifel übrig, meinen Gefangenen für eben denjenigen zu halten, der auf eine so großmüthige Art mein Leben gerettet hatte. Ich umarmte ihn mit thränenden Augen, riß ihm seine Ketten los, und fragte ihn, wodurch er sich den Zorn des Califen zugezogen habe. Nichtswürdige und verächtliche Feinde, antwortete er mir, haben mich unschuldiger weise bey dem Mamun angeschwärzet; man hat mich in der größten Eilfertigkeit von Damas abreisen lassen, und die Grausamkeit gegen mich so weit getrieben, daß ich auch nicht einmahl den Trost haben konnte, meine Frau und meine Kinder zu umarmen. Ich weiß mein Schicksal nicht, das auf mich wartet;

sollte aber das Todesurtheil an mir vollzogen werden, so beschwöre ich dich, meiner Familie dieses Unglück bekannt zu machen.

Nein, du wirst nicht sterben, erwiederte ich, ich gebe dir diese Versicherung. Du wirst deine Familie wieder sehen, und du bist, von diesem Augenblicke an, frey. Ich holte sogleich unterschiedene Stücke der schönsten seidenen Zeuge, und bat ihn, sie seiner Gemahlin zu überbringen, wozu ich noch einen Beutel mit tausend Zehinen fügte. Gehe, setzte ich hinzu, zu den kostbaren Unterpfändern deiner Zärtlichkeit, die du zu Damas zurück gelassen hast; der Zorn des Califen falle auf mich, ich scheue ihn nicht, wenn ich so glücklich bin, dich zu retten.

„Was für einen Antrag machst du mir,“ versetzte mein Gefangener, „und hältst du mich für fähig, ihn anzunehmen? Wie! in der Absicht, dem Tode zu entgehen, sollte ich heute dieses Leben aufopfern, das ich dir ehemahls erhielt? Bemühe dich, den Califen von meiner Unschuld zu überzeugen; ich verlange keinen andern Beweis deiner Erkennlichkeit. Kannst du ihm seinen Irrthum nicht benehmen, so werde ich selbst ihm meinen Kopf darbiehen. Er mag nach seinem Gefallen über mein Leben gebieten, wenn ich nur deines in Sicherheit weiß.“ Ich bat ihn nochmahls flehentlich, die Flucht zu ergreifen; allein er blieb unbeweglich.

Ich unterließ nicht, mich des folgenden Morgens vor den Mammun einzufinden. Dieser Fürst war mit einem feuerfarbenen Mantel, als einem Zeichen seines Zorns, bekleidet. Sobald er mich sah, fragte er nach meinem Gefangenen, und befahl zu gleicher Zeit, daß der Scharfrichter herzuggerufen werden sollte. Herr, gab ich ihm zur Antwort, und warf mich zu seinen Füßen, es ist mit demjenigen, den Sie mir gestern anvertrauet haben, etwas außerordentliches vorgefallen. Erlaube mir, es Dir zu hinterbringen. Dieses Wort erregte seinen ganzen Zorn. Ich schwöre dir, sagte er zu mir, bey der Seele meines Großvaters, daß du anstatt deines Gefangenen sterben mußt, wenn du ihn hast entwischen lassen. Mein Leben, und das Seinige, erwiederte ich, sind in Deinen Händen, würdige mich nur einiges Gehörs. Rede, versetzte er. Ich erzählte nunmehr diesem Fürsten, auf was für eine Art mir dieser Mann das Leben zu Damas gerettet, daß ich ihm aus Erkennlichkeit die Freyheit angeboten, daß er sie aber aus Besorgniß, mich der Gefah-

des Todes auszufesen, ausgeschlagen habe. Herr! fügte ich hinzu, er ist nicht schuldig. Ein so großmüthiger Mann kann es nicht seyn. Niederträchtige Verläumder haben ihn Dir verdächtig gemacht; er ist das unglücklichste Dpfer eines wüthenden Hasses und eines ausgelassenen Neides.

Der Calife schien gerührt zu seyn. Dieser Fürst hatte von Natur eine erhabene Seele, und er konnte sich nicht enthalten, das Betragen meines Freundes zu bewundern. Ich verzeihe ihm um deinetwillen, sagte Mamun zu mir; überbringe ihm diese gute Nachricht, und führe ihn zu mir. Ich warf mich zu den Füßen dieses Fürsten nieder, küßte sie, und dankte ihm in den stärksten Ausdrücken, die mir nur die Dankbarkeit eingeben konnte. Ich brachte hierauf meinen Gefangenen zu dem Califen. Der Monarch beschenkte ihn mit einem Ehrenkleide, mit zehn Pferden, zehn Mantelfeln und zehn Kameelen, und mit zehntausend Zechinen, zur Bestreitung der Reisekosten, und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter von Damas mit.

6. Von der Vortrefflichkeit der Mäßigkeit.

1. Ein König aus Persien schickte dem Mahomed einen Gelehrten und erfahrenen Arzt zu, damit die Leute, wenn es nöthig wäre, seine Cur gebrauchen könnten. Als der Arzt sich etliche Jahre in Arabien aufgehalten und ihn niemand gebraucht hatte, ging er eines Tages zum Mahomed, seinem Herrn, und beschwerte sich, er sey noch von niemanden gefordert und gebraucht worden, daß er Proben seiner Kunst hätte ablegen können, da er doch zu dem Ende dorthin gekommen wäre. Der Prophet antwortete ihm: „Die Leute in diesem Lande leben so, daß sie niemahls essen, außer wenn sie hungert, und hören auf zu essen, wenn ihuen der Appetit noch nicht ganz vergangen ist.“ Gut, — sagte der Arzt, — dieß ist das einzige Mittel zur guten Gesundheit! aber dann bin ich auch hier nichts nütze, küßte die Erde, beurlaubte sich, und zog davon.

2. Woher kommt es, fragte einst Stephan seinen Bruder Heinrich, daß du immer so munter und thätig bist, ich hingegen immer schläfrig und verdrossen? Ich weiß keinen andern Grund anzugeben, antwortete er, als diesen, weil ich immer aufhöre zu essen und zu trinken, sobald mein Appetit gestillt ist. Wollte ich mei-

nen Magen überladen, so würde alle meine Kraft auf die Verdauung gerichtet werden, so daß mir keine Kraft zu anderer Arbeit übrig bliebe, und die unaufhörliche Arbeit des Magens würde machen, daß ich immer müde wäre.

7. Von Gottes Allwissenheit und Allgegenwart.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mußte auf dem Schloße einer Prinzessin den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: „ach, wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!“

Nach einer kleinen Weile dachte er: „wie, wenn du sie mitnähmest? — aber, psuy! da wärst du ja ein Dieb!“

„Es würde aber doch niemand wissen,“ dacht er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schornstein.

Da er zu Hause gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er ging und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihm einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen, und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bey schwachem Mondschein liegen sah.

Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, Diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

„Soll ich?“ sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. „Soll ich?“

„Aber wäre ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebenslang? Könnte ich wohl jemahls wieder ruhig schlafen? Könnte ich wohl jemahls einem wieder frey ins Angesicht sehen?“

„— Wohl wahr! Aber ich wäre doch auf einmahl ein reicher Mensch; Könnte Kutschen und Pferde halten, Könnte schöne Kleider tragen; hätte alle Tage genug zu essen und zu trinken!“

„Und wenn ich nun entdeckt würde? — aber wie könnte ich entdeckt werden? Es sieht mich ja keiner? —“

„Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? Kannst du jemahls wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?“

Bey diesen Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauer. „Nein! sagte er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht!“ Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte alles dieß mit angehört und den Knaben selbst beym Mondschein erkannt. Sie ließ am folgenden Morgen ihn zu sich kommen.

„Höre Kleiner sagte sie ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmst du denn gestern die Uhr und Diamanten nicht?“

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

„Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessin fort: danke Gott; mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner deine Tugend zu erhalten.“

„Von nun an sollst du bey mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmahl der Gedanke an eine solche Übelthat wieder einfallen möge.“

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht! er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen; und seine Wohlthäterinn hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Mann aufwachsen zu sehen.

8. Die Rache des Redlichen.

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, fast vor Kälte starr, kam Semon, der alte Fischer, aus dem entblätterten Haine zurücke. Mühsam wankte er den beschnehten Pfad vor dem Hause Ithamars, des Jägers, vorbeý, und wollte über die Brücke des Flusses nach seiner Hütte hinüber. „Halt Alter!“ rief aber der Jäger, und sprang wild aus seiner Wohnung heraus: „Wo hast du das Holz her? Das Holz ist nicht dein! Du hast mirs entwendet!“

Semon erschrak. „Jäger, ich habe nichts entwendet!“

Ithamar. Lüge mir nicht vor, alter Graukopf! Gestern erst fällte ich Holz; drunten im Walde liegt es: von diesem nahmst du's! her mit! a)

Semon. Nein, Jäger! Ich hab' es gesammelt, Reis für Reis, redlich und recht. b)

Ithamar. Das lügst du, alter Schurke, in deinen Hals hinein. c) Her mit!

Semon. Seht nur! es sind ja lauter dürre kleine Reiser, die ich zusammen trug, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreut fand.

Ithamar. Entwendet hast du's. Was will ich deiner Lügen? d)

Da riß er dem Greisen ungestüm die Bürde vom Rücken, und schmiß sie über die Brücke hinab, dem Strome zum Spiele. „Nun ist der Streit zu Ende,“ sagte er höhnißch, und trabte wild ins Haus. Semon sah ihm wehmüthig nach, und wankte, nassen Blickes, von dannen. e)

Nach einigen Tagen ward die Luft wärmer. Der Eisstöß ging. f) Eisklöße sammelten sich zu Haufen, und schwellten die Wässer des reißenden Stroms. Da kam Chalisson, Ithamars

a) Her mit! vagy, her damit, ide vele. b) Reis für Reis, egyenként, ágról ágra darabonként. c) Hazug szájjal mondod, vén gonol. d) Mit hajtok én a' te hazug beszédedre. e) 'S könyves szemekkel méne el. f) Der Eisstöß ging. A' jég mégindált.

Sohn, aus der Stadt, und wollte über die Brücke wandern. Aber er bebte unschlüssig und erschrocken zurück, als er die Schaudersee-
ne sah. Semon selbst, der eben in der Gegend einen Kahn zim-
merte, mißrieth ihm, sein Leben in die Todesgefahr zu wagen. Itha-
mar sah's. „Kommt hurtig herüber, rief er trotzig, die Brücke
wird eben nicht brechen, weiß Gott, was sonst der alte Haderer
mit dir noch beginnen würde. Komm herüber!“

Chaliffon lief; Stoß auf Stoß an die Brücke. a) Er wank-
te. Noch ein Stoß. Jetzt fiel er nieder. . . Nur noch einer . .
Da sank die Brücke und stürzte ins Wasser, und der Knabe mit.
Wie wüthete da der Vater drüben, wie jammerte Semon, der
Greis, herüber! Fürchterlich heulte im Flusse der Knabe, und schrie
um Hülfe. An einem Balken eingeklemmt, halb vom Eise erdrückt,
riß ihn der Strom hin. Unröthlich lief igt der Jäger am Gestade
umher, stampfte den Boden und schrie, und rang muthlos die Han-
de. Wie konnte er hoffen, daß der Fischer ihn retten würde?

Aber Semon mit Greisenhaaren sprang beherzt in seinen Kahn,
und zwang ihn muthig durch die Schollen und durch die Lannen-
balken der Brücke; riß den Knaben aus dem Strudel, und brachte
ihn glücklich zum Vater ans Land.

„Hier geb' ich dir deinen Sohn zurücke,“ sagte er liebevoll,
mit einem Tone, der, Wölfe selbst hätte bezähmen können: „sieh,
er ist frisch und gesund, nur ein wenig erschrocken.“ Ithamar ge-
traute sich nicht, die Augen aufzuschlagen, und stand lange beschämt
und stumm da. „Vergib mir, redlicher Greis!“ sprach er endlich,
zu sehr gerührt und mit einem Strom von Zähren, die ihm wider
Willen die rauhen Wangen herabstürzten: „Vergib mir mein har-
tes Betragen!“

„Was sollte ich dir vergeben?“ erwiderte Semon mit freund-
licher Miene: „Hab ich mich denn nicht eben genug an dir gerächt?“

Ithamar. Also war Wohlthun deine Rache? beleidigter
Mann! . . . Gott! Rächet sich der Redliche so?

9. Zwey Beyspiele wahrer Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes.

Was der Mensch, der mit dem innern Gefühle des großen Wer-

a) Egymást érte a' jégtablák hidhoz való verődése.

thes edler Handlungen, den Muth, sie auszuüben, verbindet, durch seine Entschlossenheit vermag; wie er, selbst in der augenscheinlichsten Todesgefahr, nicht verzagt, sondern eine bewundernswürdige Seelenstärke zu erkennen gibt, dies zeigt folgende Geschichte.

Der Hauptmann von Walter, ein Mann von eben so vieler Seelenstärke als Herzengüte, zog sich gegen den Abend seines Lebens, aus dem Geräusche der Waffen und dem Getümmel der Welt in die Einsamkeit seines Landgutes zurück. Hier theilte er seine Zeit zwischen der Beschäftigung, seine Wirthschaft wahrzunehmen, sich um das Anliegen seiner Unterthanen zu bekümmern, und dem Vergnügen der Jagd, die er von jeher geliebt hatte. Wenn er von dem einen oder dem andern des Abends heimkehrte, und der Gesellschaft seines Brudersohnes, eines Husaren-Lieutenants aus der benachbarten Garnison, nicht genießen konnte: so pflegte er, in dem Saale des zweyten Stockwerks seines Hauses, ein Paar Lichter anzuzünden, und sich, mit dem Gesichte gegen den Saal gekehrt, in dem anstossenden Cabinet, das keine andere Auszierung als ein Feldbett, die Pläne von neun durchfochtenen Schlachten, drey Flinten, ein Paar Pistolen und zwey Windbüchsen hatte, in seinen Lehnstuhl zu werfen. Hier war es ihm nun ein Vergnügen, über die merkwürdigen Vorfälle, die er erlebt, über die mancherley Erfahrungen, die er gesammelt, über die verschiedenen Menschen, die er kennen gelernt hatte, so wie auch über sich selbst und die Bestimmung seiner Seele nachzudenken: — ein Erholungsvergnügen, welches nur diejenigen, so oft als möglich, zu genießen suchen, die den hohen Werth desselben kennen und zu schätzen verstehen. —

Im spätem Herbste des Jahres 1770, hatte dieser würdige Hauptmann eine Räuberbande in dem nahgelegenen Walde aufgehoben, und an das Gericht des Landes abgeliefert. Sechs von diesen Bösewichtern fanden Mittel, aus dem Gefängnisse zu brechen, und sannan auf Rache. Einst empfand unser Hauptmann, da er länger als gewöhnlich seinen Betrachtungen nachhing, eine ganz besondere Ahndung von einem nahen Unglücke. Es war gerade Christnacht. Alles war still, und die Bedienten schliefen bereits. Plötzlich ließ sich unten im Hause ein schreckliches Getöse und ein verwirrtes Gespörey hören: Mord! Mord! —

Wer sezt sich hier nicht, wenigstens auf einen Augenblick, in die Lage unsers Hauptmannes, und fragt sich selbst, was er thun würde? — Muth ohne Urtheilskraft und Besonnenheit würde die Treppe herunterstürzen, um den Unglücklichen zu Hülfe, eigentlich aber ins Verderben zu eilen. Jene Eigenschaften würden kein Rettungsmittel in dieser schrecklichen Gefahr finden können.

Der Hauptmann, mit allen diesen nöthigen Eigenschaften ausgerüstet, was that er? — Nachdem er den Kronleuchter im Saale mit brennenden Wachslichtern besteckt, und dadurch das Cabinet desto dunkler gemacht hatte, ging er wieder auf seinen Lehnstuhl zurück, eine Windbüchse in der Hand und die andere an den Stuhl gelehnt. Noch immer vernahm er das Schreyen und Jammern, das von unten herauf drang. — Endlich wird es still; es öffnet sich die Thüre des Saales und ein Mörder tritt mit blutiger Keule herein. Das unerwartete Schauspiel so vieler Lichter, die tiefste Stille und das Menschenleere macht ihn stutzen; doch sezt er seinen Schritt fort. Als er sich in der Mitte des Saales befand, faßte ihn der Hauptmann aufs Korn, a) und — er stürzte dahin. — Es erscheint ein zweyter Räuber. Der blendende Schein der Lichter, der Anblick des getödteten Vorgängers erschreckt ihn; er fährt zurück. Allein, ehe er noch aus der Thüre ist, liegt er ebenfalls hingestreckt. — Nun nahm er eine Flinte mit Wolfszhagel zur Hand, und war voller Erwartung. Aber der Anblick des zweyten Räubers, dessen Fall die Thüre geöffnet hatte, mochte die übrigen schon von ferne zurückgeschreckt haben.

Als der Tag dämmerte, ging unser Walter hinunter. Gott! welch ein Anblick! Seines Neffen Reitknecht, der mit Briefen hergesandt war, drey Mägde, ein Bedienter, und neben einem getödteten Mörder auch sein braver Corporal, der in allen Schlachten ihm zur Seite gewesen war, und einmahl den Säbelhieb eines Ungarischen Husaren von seinem Scheitel abgehalten hatte, — sie Alle lagen da in ihrem Blute.

Was das Herz des edlen Hauptmannes bey diesem Anblicke empfand, läßt sich nicht beschreiben, wohl aber von solchen Seelen empfinden, die ihm ähnlich denken. Die nächsten Verwandten der Getödteten suchte er, durch ein lebenslanges Jahrgeld (Pen-

a) Etwas aufs Korn fassen, *tzélba vevát valamit.*

sion) zu trösten; den Corporal ließ er mit militärischen Ehrenzeichen begraben, und eine Thräne der innigsten Rührung und Dankbarkeit fiel auf seinen Sarg.

10. Während der Regierung Ludwigs des Bierzehnten hatte einmahl ein auf dem Lande wohnender Pächter, 20,000 Livres (ungefähr 8000 Gulden) eingenommen. Gleich nachher sah er sich zu einer kleinen Reise veranlaßt, die ihn nöthigte, eine Nacht abwesend zu seyn. Dies erfuhr eine Räuberbande, die sich vornahm, seine Entfernung zu benutzen, und ihn jenes Geldes zu berauben. Sein Haus lag mitten im Felde, und war weit von allen übrigen Häusern entfernt. — Ein reisender Offizier, der zwey geladene Pistolen bey sich trug, ward von der Nacht überrascht, und in der Ferne eines Lichtes gewahr, das ihn nach dem Hause des Pächters führte. Er klopfte an, bat, daß man ihm gegen Bezahlung ein Nachtlager bewilligen möchte, und die Frau des Pächters war gastfreundschaflich genug, ihm nicht nur umsonst ein Zimmer einzuräumen, sondern ihm auch ein Abendessen zu besorgen. Er nahm dieses freundliche Auerbieten mit Dank an, und war über die gute Aufnahme und Sorgfalt seiner Wirthinn äußerst vergnügt.

Als man sich eben zur Ruhe begeben wollte, kamen die Räuber an, welche glaubten, daß die Frau nur eine Magd bey sich habe; denn sie wußten, daß die Knechte des Pächters in einem von seiner Wohnung entfernten Hause ihren Aufenthalt hatten. Es waren ihrer vier, welche jetzt an die Hausthüre klopfen. Die Magd fragte innerhalb des Hauses, wer da sey, und erhielt die Antwort, daß sie ihre Frau rufen sollte, mit der man zu sprechen habe. Als diese kam, verlangten die Räuber, daß sie ihnen die Thüre öffnen solle; erklärten ihr zugleich, es sey ihnen bekannt, daß sie 20000 Livres vorrathig habe, und fügten die Versicherung hinzu, daß wenn sie ihnen diese Summe gutwillig ausliefern würde, ihr kein Leid zugesügt werden solle. — Die Pächterinn erwiederte, daß sie den Thürschlüssel hohlen wolle, den sie in ihrem Zimmer vergessen habe, worauf die Räuber antworteten: sie müsse eilen, weil man sonst die Thür einbrechen würde.

In der größten Geschwindigkeit gab die Frau dem Offizier Nachricht von der schrecklichen Gefahr, in der sie sich befand. Dieser, dem es so wenig an Kopf als an Muth fehlte, und der folgt

sich ein entschlossener Mann war, gab sowohl der Frau als auch der Magd die nöthigen Maßregeln. Die Frau sollte nämlich die Thüre öffnen, und in Gegenwart der Räuber die Magd mit dem Befehle abschicken, die 20000 Livres zu holen, welche diese dann in ihrer Schürze wirklich bringen mußte; wenn nun die Räuber sich des Geldes bemächtigen wollten, sollte sie in demselben Augenblicke dasselbe fallen lassen.

Dies alles geschah genau nach des Offiziers Vorschrift. In dem Augenblicke nun, da die Magd aus aufscheinender Bestürzung das Geld fallen ließ, fielen die Räuber darüber her, um es aus allen Winkeln zusammen zu suchen. Jetzt erschien unbemerkt der Offizier mit seinen beyden Pistolen, erschos zwey Räuber, und verwundete darauf den dritten mit seinem Degen so, daß er nach drey Stunden starb. Der Vierte entfloß, da er sich allein zu schwach sah. — So rettete der entschlossene Mann seiner Gastfreundinn Vermögen und Leben, ohne sein eignes, auf eine unvorsichtige Art den mörderischen Händen von vier Straßenräubern, Preis zu geben.

11. Wer spricht, wie er denkt, wird auch handeln, wie er spricht.

Der selige Gellert sprach einmahl in seinen moralischen Vorlesungen von der Pflicht, dem Bedrängten in seiner Noth thätige Hilfe zu leisten. Seine Zuhörer wurden durch seinen Vortrag zu Thränen gerührt; denn wem war es leichter, das Herz zu rühren, als einem Gellert, wenn er vom Herzen redete! —

Einer von seinen Zuhörern gerieth auf den Gedanken, ihn einmahl auf die Probe zu stellen, um zu erfahren, ob er wirklich so edel denke und handle, wie er spräche. Er ging daher in einem schlechten und zerissenen Rocke zu ihm, und wurde mit den Worten empfangen: „Was verlangen Sie, lieber Freund?“ — Mein Kleid, sagte der Student, entdeckt Ihnen schon, daß ich arm bin; und beynah ist dieser armselige Anzug für meine Lage noch zu gut. Demungeachtet bin ich niemahls einem Menschen zur Last gefallen; sondern ich suche mich, ausser dem Wenigen, was mir mein Vater zufließen lassen kann, von dem zu ernähren, was ich mit Abschreiben verdiene. Aber jetzt — bin ich in der dringendsten Noth; ich bin gezwungen, heute noch eine Summe zu bezahlen, die ich, so mächtig sie auch ist, doch nicht zusammenbringen kann. Ich habe lei-

nen Freund, keinen Menschen, dessen Hülfe ich ansprechen könnte.
— Darf ich es wagen, Sie, Herr Professor —

„Wie viel brauchen Sie denn, mein Lieber?“

Zehn Thaler, Herr Professor, und in vier Wochen denke ich gewiß im Stande zu seyn, sie wieder zu bezahlen.

„Zehn Thaler — Gott weiß es — sind jetzt ungefähr mein ganzes Vermögen, erwiederte Gellert; allein ich will Ihnen helfen.“

Er suchte wirklich das Geld zusammen, gab es dem Jünglinge, und sagte: „Leben Sie wohl! in vier Wochen erwart' ich Sie!“ Der Monat war kaum verfloßen, als der junge Mensch Gellerten das Geld wieder brachte.

„So sind Sie doch der redliche junge Mann, den Ihr Gesicht ankündigt! Behalten Sie jetzt aber das Geld! Seyn Sie mein Freund, und wenden Sie sich künftig bey jedem Bedürfnisse zuerst an mich!“

Der Jüngling mochte sich weigern, wie er wollte; er mußte das Geld behalten. Er ging beschämt hinweg, daß er eine solche Tugend in Zweifel gezogen hatte.

12. Ein schönes Beyspiel der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit.

Wer Gutes thut und Wohlthaten ausübt, der streut gleichsam eine Saat aus, die zwar nicht immer sogleich, aber doch sicher, wenn gleich noch so spät, ihre Früchte bringt. — Wie leicht kann nicht bey einem erfolgten Wechsel des Glückes der Arme und Geringe uns denselben Beystand leisten, den wir ihm ehemahls in glücklicheren Umständen bewiesen. Wer daher eine Gelegenheit, Gutes zu thun, verabsäumt, der handelt wider sich und seinen eignen Vortheil; denn, er entfernt dadurch die Mittel von sich, von Andern, zur Zeit der Noth, wieder einige Hülfe hoffen zu können. Man verpflichtet sich nämlich die Menschen durch nichts schöner und edler, als durch Wohlthun; denn die Vergeltung reiner und wahrer Wohlthaten, scheint fast ein Naturgesetz und selbst den unvernünftigen Geschöpfen eingeprägt zu seyn. Es ist gleichsam ein Tausch der angenehmsten Art, bey dessen reinem und edlen Gebrauche sich schwer bestimmen läßt, was angenehmer war, Wohlthaten auszuüben, oder für genossene Wohlthaten thätig danken zu können.

Diese Wahrheiten hat die Erfahrung schon tausendmahl bestätigt, und folgende eben so wahr als rührende Geschichte, mag mein junger Leser aufs Neue daran erinnern.

Ein reicher junger Genueser verließ sein Vaterland, um die vornehmsten Städte Italiens mit Nutzen zu besuchen. Zu Livorno, in Toscana, verweilte er etwas länger, um diese ansehnliche, wohlgebaute und schöne Stadt am Meere, welche unter allen italienischen Städten die stärkste Handlung treibt, und deren Freyhafen alle seefahrenden Nationen fleißig besuchen, mit ihren verschiedenen Merkwürdigkeiten genauer kennen zu lernen. Nichts rührte ihn aber hier mehr, als der Anblick einer Anzahl gefangener Türken, welche die Einwohner auf der See bekommen oder gekauft hatten, und sie nun, freylich nicht mit der Härte, welche die Türken im entgegengesetzten Falle gegen Christen-Sclaven ausüben, aber doch zu Sclavendiensten gebrauchten. Aus Mitleiden näherte er sich diesen Unglücklichen, und machte Einigen von ihnen kleine Geschenke.

Einige Tage darauf bemerkte er aus seinem Fenster gegenüber, daß einer dieser elenden Sclaven stehen blieb, als wenn er vor Ermattung seiner angestregten Kräfte nicht mehr fortkommen könnte, und sich endlich, da er Niemanden um sich sah, ganz traurig auf die Erde niedersezte. Unser junger Reisende beobachtete den Türken mit unverwandten Augen. Das Gesicht desselben, seine Seufzer, die Thränen, die ihm entfielen, ließen ihn glauben, daß das Schicksal dieses Sclaven vielleicht trauriger sey, als das von Andern seines Gleichen, oder daß er vielleicht in einem Stande geboren wäre, der es ihm so sehr empfindlich mache. Er ließ ihn rufen, und nachdem er ihn beschenkt hatte, fragte er ihn, wie er in die Sclaberey gerathen wäre.

Die Antwort des unglücklichen Türken fing mit einem ziemlich ruhigen Tone an; er erzählte, daß er nicht aus einem ganz niedrigen Stande wäre, und daß ihn ein unglücklicher Zufall in die Hände der Christen hätte gerathen lassen. Er wollte weiter reden; aber Empfindungen der tiefsten Traurigkeit hemmten seine Sprache; denn ein Vater in den letzten Jügen, eine verehrte Gattin, vier lebenswürdige Kinder und ein ansehnliches Vermögen — dies Alles, was er mit seiner Freyheit verloren hatte, st. Wie sich seiner

Seele zu lebhaft vor, daß er nur nach und nach den theilnehmenden Fragen des Genuesers sein gepreßtes Herz durch eine Erzählung seines grossen Verlustes eröffnen konnte. — Auf einer Reise zu seinem sterbenden Vater war er gefangen genommen, und an einen Kaufmann zu Livorno verkauft worden.

Gerührt bis zu Thränen beschenkte ihn der Jüngling noch mehr und entließ ihn mit den herzlichsten Wünschen der Verbesserung seines traurigen Zustandes. Allein seine edle Seele ließ es nicht dabey bewenden. Er dachte im Stillen über die Erzählung des Unglücklichen weiter nach, und je mehr er seine Lage beherzigte, desto reger ward in ihm der Vorsatz und Entschluß, mehr für ihn zu thun. Er erkundigte sich im Stillen, wie hoch sich wohl das Lösegeld belaufen würde; er fand, daß er dasselbe bezahlen könnte, wenn er seinem bisher genossenen Vergnügen etwas abbräche, und sich etwas mehr einschränkte, und verlor nun keinen Augenblick, sich sogleich an den Kaufmann, den Herrn des Türken, in jener edlen Absicht zu wenden. Der Erfolg war so erwünscht und glücklich, daß er dem Türken, für die Summe von hundert und vierzig Dukaten, die Freyheit verschaffte.

Noch wußte aber der Gefangene nichts davon, und unser entzückter Jüngling behielt sich das Vergnügen vor, ihm seine Befreyung selbst anzukündigen. Man denke sich das freudige Erstaunen des Türken bey dieser unerwarteten Nachricht. Er warf sich vor ihm nieder, küßte ihm wohl hundertmahl die Füße, nannte ihn seinen Gott und seinen Erretter, und versicherte mit den heiligsten Beheuerungen, seine erste Sorge in seiner Heimath solle seyn, ihm zu Livorno oder Genua sein Lösegeld wieder bezahlen zu lassen.

„Nein!“ sagte der Jüngling, „ich habe Ihnen ohne Eigennutz gedient, und bin durch das selige Vergnügen darüber schon genug belohnt. Nehmen Sie mir daher nicht diesen schönsten Lohn durch einen solchen Ersatz! Glauben Sie aber zu einer thätigen Dankbarkeit sich schlechterdings verbunden, so bitte ich Sie: üben Sie dieselbe in Ihrem Vaterlande gegen einen oder den andern unglücklichen Christen aus, der dort in demselben Zustande seuffzt, aus welchem Sie erlöst sind! — Bemühen Sie sich, einen aufzufuchen, der Ihrer Aufmerksamkeit und Rettung am würdigsten ist, und begegnen Sie ihm so, wie Sie mir selbst begegnen würden!“ —

Der Türke versprach dies mit den heiligsten Schwüren, und verließ Livorno unter lauten Segenswünschen und Dankfagungen gegen seinen Wohlthäter.

Der junge Genueser setzte hierauf seine Reise fort, und besuchte endlich auch Venedig, die so reiche und große Stadt im Adriatischen Meere, welche wegen der vielen Inseln und Pfähle, worauf sie gebaut ist, gleichsam auf dem Wasser zu schwimmen scheint. Hier lernte er in dem Hause und öfteren Umgange eines reichen Kaufmannes, mit welchem sein Vater in genauer Handlungsverbindung stand, ein Mädchen, die Nichte des Kaufmannes, kennen, deren sittsames und bescheidenes Betragen ganz der Abdruck ihres gebildeten Geistes und Herzens war. Je länger er ihr anspruchloses Wesen bemerkte, desto tiefer wurde der Eindruck auf sein Herz, in welchem sich bald die anfängliche Hochachtung und Freundschaft für sie in Zuneigung und Liebe verwandelte, so, daß er sich entschloß, um ihr Herz und ihre Hand sich zu bewerben. Da sie Gelegenheit genug gehabt hatte, ihn genauer zu beobachten; so fand auch sie, bey ihrer Neigung zu ihm und der Einwilligung ihres Onkels, kein Bedenken, ihm Herz und Hand zu versprechen. Sie war die Tochter eines Malthesischen Kaufmannes, der wieder nach seiner Insel zurückgekehrt war, nachdem er sie seinem Bruder nach Venedig gebracht, und seiner Vaterforge empfohlen hatte. Der junge beglückte Mann berichtete nun die getroffene Wahl seiner Geliebten, welche mit jenen liebenswürdigen Eigenschaften auch ein ansehnliches Vermögen verband, nach Genua seinem Vater, dessen Einwilligung und Segenswünsche er auch bald erhielt, und so entschlossen sich denn beyde Glückliche, mit Genehmigung ihres Oheims, die Hochzeit zu Maltha zu feyern.

Alle drey traten mit den angenehmsten Ausichten und süßesten Hoffnungen in das Schiff. Ein günstiger Wind ließ sie bald die felsichte, aber durch den unermüdeten Fleiß der Einwohner an den schönsten Früchten so fruchtbar gemachte Insel von weitem sehen. Schon jauchzten sie, als sie den Hafen erblickten und ihm immer näher segelten, als auf einmahl ein Türkischer Corsar oder Raubschiffer auf sie lossteuerete und ihr Schiff, zum Widerstande zu schwach, wegnahm. Sie wurden sogleich nach Kleinasien oder Natolien und zwar nach Smyrna, der berühmtesten Handelsstadt in der Levante

geführt, wo sie kein anderes Schicksal, als ein elendes Leben in Türkischen Sclavenketten erwartete.

Kaum waren sie in dieser großen alten Stadt, dem Sammelplatze von Kaufleuten aus allen Erdgegenden, angekommen, als man sie auch unter Empfindungen, die keine Feder zu beschreiben vermag, auf den Platz führte, wo die Sclaven, gleich dem Viehe, verkauft werden. Man denke sich einen reichen venetianischen Kaufmann und ein junges sich gegenseitig beglückendes Paar, welches noch kurz vorher dem schönsten Erdenglücke in der frohesten Erwartung entgegen gesehen hatte, in dieser schrecklichen Lage, und man wird diesen Unglücklichen nicht die Thräne des Mitleidens versagen.

Verschiedene Türken kamen herzu, um sie zu kaufen. Das junge achtzehnjährige Mädchen wurde zuerst weggeführt und von der Seite ihres kläglich jammernden Geliebten gerissen. In wenigen Tagen sein Vermögen, seine Freyheit und seine Geliebte verlieren, das heißt doch wohl auf einmahl solche harte Schläge des Schicksals empfinden, wovon ein jeder allein schon, den stärksten Muth zu erschüttern vermag. — Der Genueser gerieth in Verzweiflung, und wurde in diesem, ihn ganz entstellenden Zustande von einem Türken gekauft, der mit seinem Wuchse und seiner Jugend zufrieden zu seyn schien. Da die Türken einen Christensclaven gewöhnlich nicht besser, als ein Pferd, behandeln: so war es viel, daß der Käufer den niederhängenden Kopf des äußerst gebeugten und zerschlagenen jungen Mannes, nicht auf eine raube Art in die Höhe stieß, um sein Gesicht zu betrachten. Er hob ihm das Kinn mit vieler Sanftheit in die Höhe; und wer gibt mir Farben, um den Blick zu zeichnen, der sich auf seinem Gesichte zeigte, als er in dem Augenblicke, in diesem Sclaven seinen Erretter zu Livorno erkannte. Er traute lange Zeit seinen Augen nicht, und das Erstaunen benahm ihm anfänglich die Sprache.

Es war wirklich derselbe Türke, welchen der junge Genueser vor vier Monathen von seinen Ketten befreit hatte. Nachdem er sich von der Wirklichkeit seines Wohlthäters überzeugt hatte, hob er die Hände gen Himmel, um seinen Propheten, und alles, was ihm heilig war, zu Zeugen seiner lebhaftesten Freude zu nehmen. Mit einem solchen von Freude und Dankbarkeit trunkenen Herzen

warf er sich vor den Augen aller Anwesenden zu den Füßen seines Wohlthäters, umarmte sie, und rief: „O, der Beste unter allen Christen! O, der Großmüthigste und Edelste unter allen Menschen! — So setz mich denn der Himmel in den Stand, daß ich Ihnen selbst mein Vermögen, mein Leben und Alles, was ich Kostbares habe, anbieten kann! Alles gehört Ihnen! Kommen Sie, seyn Sie mein Herr zu Smyrna! ich bin der Ihrige, so wie ich dem Kaufmann zu Livorno gehörte.“ —

Diese Auserungen setzten alle anwesenden Türken nicht weniger in Erstaunen, als den dadurch wieder auflebenden jungen Mann, dessen erste Sorge, so gerührt er auch war, doch nicht so sehr auf sich selbst, als vielmehr auf die geliebten Gefährten seines Unglücks gerichtet war.

„Ich kann das große Glück, sagte er, Sie hier zu meiner Rettung anzutreffen, kaum fassen, und weiß nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll. Aber Freyheit und Leben sind mir kein Geschenk mehr, wenn Sie nicht auch ein Mittel finden, mir meine Geliebte und ihren würdigen Onkel wieder zu schaffen. Einer von ihren jungen Landsleuten hat mir die Erste entrißen.“ —

Der Türke verließ ihn, um Erkundigung einzuziehen, und kam bald vergnügter wieder, als er weggegangen war. „Nichts,“ rief er, „ist uns nun noch zu wünschen übrig; ich kann Ihnen nicht allein die Freyheit, sondern auch das wieder geben, was Sie lieben.“

Sein eigener Sohn hatte die junge Maltheserin zum Dienste seiner Mutter gekauft. Dieser glückliche Kauf war zugleich die Veranlassung gewesen, die den alten Türken auf den Markt geführt hatte. Denn da sein Sohn die Christensclavin nach Hause brachte, fragte der Vater, ob noch andere Christen zum Verkauf da wären, in der Absicht, Einige zu befreyen, wie er zu Livorno versprochen hatte.

Man fand nun auch mit leichter Mühe den Venetianischen Kaufmann. Der Türke bezahlte die Auslösung für alle, und erfüllte alle andere Pflichten gegen sie mit einer Gesinnung, die eines ächten Christen würdig war. —

Die beyden Liebenden verließen bald darauf Asien mit ihrem Oheime, und genossen alle zusammen in ihrem Vaterlande eine

Glückseligkeit, die um so viel rührender und süßer war, je bitterer die Widerwärtigkeiten schmeckten, welche ihr vorangingen.

* * *

In Andern Glück sein eignes finden,
Ist edler Herzen Seligkeit;
Doch selbst der Andern Wohlfahrt gründen,
Zu frohem Dank ihr Herz entzünden —
Ist göttliche Zufriedenheit.

Vierter Abschnitt.

Fabeln.

1. Asop und der Esel.

A. Wo gehst du hin, Langohr, und noch dazu allein?

E. Heute gehe ich weiden, weil ein Feiertag ist. Aber woher weißt du, daß ich ein Esel bin?

A. Oh du Dummkopf! wozu wären denn deine langen Ohren? Auch kenne ich euch ohnehin schon, ich habe euch ja zuerst reden gelehrt.

E. Wer bist du denn, wenn ich fragen darf?

A. Ich bin Asop. Vielleicht hast du schon irgend einmahl meinen Namen gehört.

E. Dst genug. Mein Großvater hat deiner oft erwähnt. Nicht wahr, du bist der berühmte Fabeldichter?

A. Ob ich berühmt bin, weiß ich nicht; aber Fabeln habe ich genug gedichtet.

E. Ey es ist mir lieb, daß ich mit dir bekannt werden kann; weil ich dich bey dieser Gelegenheit auch ersuchen kann, daß wenn du uns noch in irgend einer Fabel anführst, du uns einen vernünftigen und wigigen Spruch in den Mund legen mögest. Nicht wahr, du wirst es thun?